Redeplatz

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin**

Band (Jahr): **19 (2012)**

Heft 215

PDF erstellt am: **01.06.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

REDEPLATZ

«Musik muss allen zugänglich sein»

Marie-Louise Dähler hofft am 23. September auf ein Ja zum Verfassungsartikel Jugend und Musik.

«SAITEN»: Marie-Louise Dähler, wie sind Sie zur Musik gekommen?

MARIE-LOUISE DÄHLER: Ich habe mit fünf Jahren angefangen, mein Vater war Cembalist, die Mutter Geigerin. Als Kind bin ich oft unter dem Cembalo gehockt, wenn der Vater unterrichtete. Mit Blick auf die Initiative, die Musikunterricht für alle zugänglich machen will, war das natürlich eine spezielle und sehr privilegierte Situation.

Und die Begeisterung blieb immer? Keine Krisen?

Es gab eine Zeit während der Pubertät, da ich kaum noch gespielt habe. Ich wollte nicht aufhören, aber auch nicht üben. Es ist wichtig, dass Eltern in dieser Phase die Kinder dazu animieren, die Klippe zu überwinden und nicht stur finden: Entweder du übst oder es ist Schluss. Mein Entscheid für das Musikstudium fiel dann erst am Ende des Lehrerseminars.

Was ist für Sie das Glück der Musik?

Musik öffnet Räume, wie sonst vielleicht nur noch die Natur. Sie schafft tiefe Erlebnisse, beim Spielen wie beim Hören. Für mich gehört Musik zum Leben wie die Luft. Und das gilt für Laien genauso wie für Profis. In einer Band zu spielen, in einem Chor zu singen: Die Energie, die sich da aufbaut in der Gemeinschaft, und die Lust, zusammen zu musizieren, das ist unbezahlbar.

Musikunterricht ist für manche auch unbezahlbar.

Es darf nicht sein, dass der Musikunterricht vom Geld abhängt. Im Kanton St.Gallen sind die ersten zwei Jahre musikalische Grundschule seit vier Jahren gratis und obligatorisch. Das ist eine grosse Errungenschaft, denn gerade in diesem Alter läuft so viel über das Emotionale – mit Musik kann man Kinder packen, sie schult die Sozialkompetenz, kommt ohne Worte aus, und öffnet dadurch andere Kanäle. Ich habe das im St.Galler Heimatschulhaus, einer Schule mit hohem Ausländeranteil, erlebt: Da passieren gruppendynamisch die wunderbarsten Dinge.

Und danach?

Danach wird es teurer. Man muss ein Instrument mieten oder kaufen und die Stunden bezahlen. Auch wenn heute vielerorts in Gruppen unterrichtet wird: Musikunterricht kostet einfach. Da passiert dann die Selektion wieder übers Portemonnaie.

Kann die Abstimmung daran etwas ändern?

Das hoffen wir! Der Verfassungsartikel fordert zum einen, dass es allen Kindern und Jugendlichen möglich ist, auf freiwilliger Basis Musikunterricht zu nehmen, und dass Musik in der Volksschule so selbstverständlich in den Lehrplan gehört wie andere Fächer. Zum andern geht es um die Qualität des Unterrichts: An den Pädagogischen Hochschulen ist die Musik unter Spardruck, in Rorschach werden Stunden gestrichen, in Zürich oder im Thurgau kann man Musik ganz abwählen. Die Initiative will die Kantone dazu verpflichten, eine solide musikalische Ausbildung zu bieten.

Bei allem Unterricht: Kann man in der Musik überhaupt nach ganz oben kommen, ohne ein Wunderkind zu sein?

Was heisst «ganz oben», was heisst «Wunderkind»? Für ausserordentliche Leistungen braucht es sicher viel Talent und Disziplin – aber auch andere Faktoren, Familie, Umfeld, Förderung, das Glück, zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein. Wunderkinder kann man nicht «machen», aber Talentschulen sind eine Chance für musikalisch besonders Begabte. Es braucht, wie im Sport, Breiten- und Spitzenförderung. Das Beglückende am Musizieren zu erleben, soll für alle möglich sein.

Und die Rockmusik?

Die ist heute genauso anerkannt, ebenso die Volksmusik. St.Gallen hat schon lange eine Rock-Pop-Abteilung, künftig heisst sie «Modern Music Center». Die Musikschulen bieten vom Hackbrett bis zur Blasmusik alles an. Musik ist Seelennahrung und Persönlichkeitsbildung – egal, welcher Stil. Aber wichtig ist die Qualität. Deshalb hoffe ich auf ein klares Ja am 23. September.

Marie-Louise Dähler ist Cembalistin und unterrichtet an der Musikschule St.Gallen und an der Pädagogischen Hochschule in Rorschach. Sie wohnt in Rehetobel.

Interview: Peter Surber/Bild: Tine Edel
Am 1. September ist Tag der Musik.

REITHALLE

Frisch gesattelt

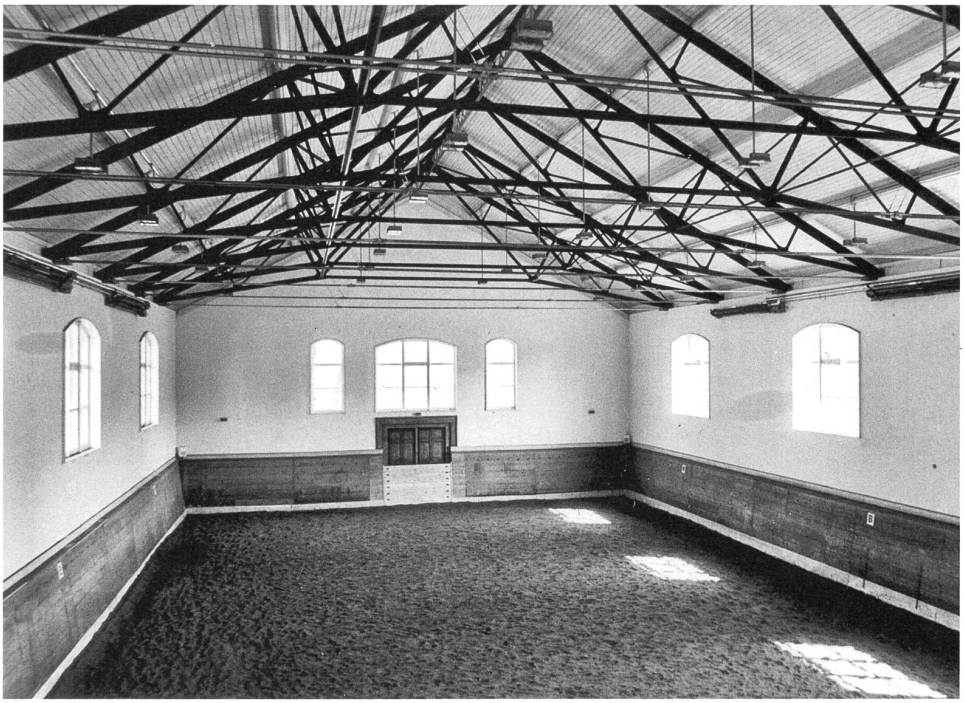
Der Grundsatzentschluss ist knapp vor Redaktionsschluss dieser «Saiten»-Ausgabe gefallen: Eine Gruppe von Kulturinteressierten will eine Initiative starten, die eine bessere kulturelle Nutzung der Reithalle fordert. Damit ist die Diskussion neu lanciert: Die Reithalle wäre grundsätzlich vorstellbar als Kugl-Ersatz, als mittelgrosser Saal für Konzerte oder als Ort für Kongresse und Versammlungen. Nicht zu vergessen die Ansprüche der Reiter, die in dieser Stadt nach wie vor über viel Einfluss verfügen. Wer bekommt die Reithalle? Diese Frage wurde schon einmal gestellt – aber nicht beantwortet.

Es war 1989, der städtische Kulturbeauftragte hiess Renward Wyss und die Hecht-Besetzung war allen noch frisch im Gedächtnis. Die Reithalle galt als mögliche Antwort auf die Forderung nach Kulturräumen in der Stadt St.Gallen. Sie könne ähnlich funktionieren «wie der Sedel in Luzern oder die Rote Fabrik in Zürich», sagte Wyss damals. Zehn Jahre lang hatte es immer wieder Vorstösse zur Reithalle gegeben. Die Rolle eines «Jugendkulturzentrums» hatte inzwischen allerdings bereits die Grabenhalle übernommen. Auf der Kreuzbleiche war ein Atelier und Probelokalzentrum vorgesehen. Dort sollten diejenigen Konzerte stattfinden, für die die Grabenhalle zu klein ist.

1991 begann der vier Millionen teure Umbau – der Bausekretär hiess damals schon Alfred Kömme. Geplant war eine gemeinsame Nutzung für «Pferde, Musiker und Künstler» wie das «Tagblatt» ankündigte. Bei der Eröffnung am 25. April 1992 war noch alles in Ordnung. Stadtpräsident Christen sprach von einer «Symbiose von Sport und Kultur, wie sie in unserer Stadt, vielleicht sogar im Rest der Schweiz einzigartig ist». Der Leiter des Reitclubs St.Gallen, Ewald Gebs, übergab dem Stadtpräsidenten ein Pferdemodell. Am Abend spielten Moutards Blö, Black to Black und die Soul Lizards. Danach war die Sache gelaufen. Bereits das erste Gitarrenriff zeigte, dass die Akustik katastrophal war. «Wände und Decke schlagen die Töne zurück», stellte das «Tagblatt» lapidar fest.

Acht Monate später wurde das Desaster öffentlich. «Der Versuch Reithalle ist gescheitert», sagte Andreas Müller, der das Reithalle-Sekretariat im Auftrag der Stadt führte. Neben der Akustik war der wegen des Reitbetriebs notwendige Ein- und Ausbau des Bodens das entscheidende Hindernis. Vor jedem Konzert musste der Sägemehlboden mit Kunststoff-Platten ausgelegt und die Bühne neu aufgestellt werden. Dazu kamen klare Fehlplanungen: Die Stromanschlüsse befanden sich alle gegenüber der Bühne, der Lift war für die Bodenplatten zu klein, es fehlten Räume, um die Bühnenelemente zu lagern.

Die happige Mängelliste hatte jedoch keine Auswirkungen. Die Stadt erklärte, sie habe kein Geld für Nachbesserungen. Der neue Kulturbeauftragte André Gunz riet den Veranstaltern, die Schwierigkeiten als Herausforderungen zu sehen. Der Rat wurde wenig überraschend nicht befolgt, die Reithalle geriet als Konzertlokal in Vergessenheit. Zwanzig Jahre später ist es Zeit für einen Neustart. Bedingung ist allerdings zuerst eine Klärung: Wer bekommt die Reithalle, die Kultur oder die Reiter? *Andreas Kneubühler*



Die Reithalle damals, vor dem Umbau. Bild: Archiv Pressebüro St.Gallen

SF BI DE LÜT

Selber schuld

Alle fanden «SF bi de Lüt» in einer Strassenumfrage des «Tagblatts» super, sympathisch und nett. Wo haben die alle nur hingeschaut bei dieser TV-Samstagabend-Kiste Ende Juli vom St.Galler Gallusplatz? – Klar, am Samstagabend erwartet niemand anspruchsvolle Kultur oder gute Filme. Aber St.Gallen wieder nur auf drei Klischees zu reduzieren, war reichlich dünn: Bratwurst (ohne Senf, haha!), Stickerei (das letzte Zucken verblichenen Glanzes) und Open-Air (selbst Stadtpräsident Scheitlin erzählte, er habe einst dort unten die Freiheit genossen). Ein Ruckel-Zuckel-Filmchen (hat SF zu viel Youtube geschaut?) mit touristischen Impressionen gehört zum Konzept – und der Stadtpräsident fand trotz Regen selbstverständlich alles super.

Der kritische Geist sass mit Bischof Markus Büchel zwar auch mit auf der Gästebank, und der hätte mit seiner am gleichen Tag erschienenen Kolumne zum 1. August auch wirklich Diskussionsstoff hergegeben. «Geld ist nicht dazu da, sich selber zu vermehren. Wenn sich die Welt der Finanzen verselbständigt, werden Finanzen Sinn-los. Wer investiert und gewinnt, aber dabei das Unglück anderer Menschen in Kauf nimmt, handelt verantwortungslos», hatte er geschrieben und davor gewarnt, dass auf dem Buckel der Ärmsten gespart wird. Doch darüber am Samstagabend zu reden, ziemt sich im Unterhaltungsfernsehen nicht.

Das Sendekonzept umfasste ein bisschen «Wetten dass …» und ein bisschen «Superstar». Die Stadt habe sich ausdrücklich als Sendeort beworben, erfuhr man, weil man sich als innovative Stadt, als attraktiven Unternehmensstandort darstellen wolle, so Thomas Scheitlin. Das ging gründlich in die Hosen. Anstatt siebzig kamen nur eine Handvoll über siebzigjährige FC-St.Gallen-Fans bei der Wette auf den Platz, und den aus der lokalen Chorszene ausgewählten Solosänger hat die Sendungs-Ausstattung so bunt angezogen, dass es weh tat. Aber klar: selber schuld, wer am Samstagabend Fernsehen schaut. *René Hornung*